Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 42 (1962-1963)
Heft: 12

Buchbesprechung: Bücher
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BÜCHER

ALBIN ZOLLINGERS GESAMMELTE WERKE

Eine vorbildliche Edition

In den Jahren 1961 und 1962 hat der *Atlantis-Verlag*, unterstützt von der öffentlichen Hand und verschiedenen Stiftungen, die Gesammelten Werke Albin Zollingers in vier Bänden herausgebracht. Man darf diese Ausgabe praktisch als eine Gesamtausgabe ansprechen. Zwar sind ein paar Dinge weggelassen worden: der vom Dichter selbst verleugnete Erstling «Die Gärten des Königs», ein paar Märchen aus dem frühen Band «Die verlorene Krone», ferner eine größere Anzahl handschriftlich überlieferter Jugendgedichte. Aber diese Abstriche gereichen durchaus zum Vorteil des Ganzen. Überhaupt ist der Ordner und Betreuer der Texte, *F. Hindermann*, mit Takt und Umsicht zu Werk gegangen, so daß die vorliegende Ausgabe, denke ich, allen Wünschen der Freunde des Dichters gerecht wird.

Damit ist in der Wirkungsgeschichte Albin Zollingers ein Wendepunkt erreicht. Es ist nun aus mit dem Mythos Zollinger, jener Sage von einem Dichter, der meteorgleich aufstieg und versprühte; von einem Dichter, der sich an der Enge der helvetischen Verhältnisse verzehrte und infolge des Zweiten Weltkriegs um seinen Ruhm gebracht wurde.

Ich will nicht sagen, es sei nichts Wahres dran an diesem Mythos. Nur eben setzt ihm die Gesamtausgabe nunmehr ein Ende. Was der Dichter geschaffen hat, von den Gedichten über die kleine Prosa bis zu den Novellen und Romanen: es liegt jetzt vor, jedermann zugänglich, und wir können allenfalls nachholen, was wir versäumt haben. Wir sind den Herausgebern dankbar dafür. Die vormals fast verschollenen Texte sind alle wieder zuhanden, und die Beschäftigung mit Albin Zollinger tritt ein in ein Stadium ruhiger Objektivität. Sind ja nun mehr als zwanzig Jahre vergangen seit dem Tode des Dichters am 7. November 1941.

Die Thesen Max Frischs

Max Frisch hat dem ersten Band ein Geleitwort beigesteuert: «Nachruf auf Albin Zollinger, den Dichter und Landsmann, nach zwanzig Jahren.» Dieses Geleitwort zeugt von bedeutender Kenntnis und gewinnt uns vor allem durch seine außergewöhnliche Offenheit. Zwar verleugnet Frisch seine ursprüngliche Liebe zu unserem Dichter nicht, aber er verbirgt auch nicht den Abstand, der ihn heute von Zollinger trennt. Er läßt ihn gelten als Sprachschöpfer, als Zauberer, der allenthalben Blumen hervorzaubert aus den «Ritzen einer steinernen Alltäglichkeit». Aber er findet ihn zu wenig welthaltig, zu eingeschränkt und sagt rundheraus: «Die schweizerische Literatur aus dem Provinzialismus herauszuführen, war Albin Zollinger nicht vergönnt.» Und dies vor allem darum, weil der Dichter in einer Kampfsituation gestanden habe; weil er, nolens volens, «geistige Landesverteidigung» habe betreiben müssen zu einer Zeit, als das Hitlerreich seine makabersten Triumphe feierte; weil er, mit uns anderen Schweizern, in dieses Ländchen eingeschlossen gewesen sei, ohne Hinterland, ohne eine Welt, an der er sich hätte entfalten können. Und so habe er sich kleiner gemacht als er gewesen sei, um doch noch irgendwie zu einer Umwelt zu kommen: «Seine Leidenschaft deformiert sich auf Lokales, und er versucht, um durch Vision zu entkommen, aus dem Bachtel einen Vesuv zu machen.» So sieht Max Frisch seinen Landsmann als

Opfer; nämlich als das Opfer einer ungünstigen geschichtlichen Situation: unserer Eingeschlossenheit von 1940. Und so schlüpft denn der Mythos Zollinger, der mit der Gesamtausgabe verbannt schien, gleich anfangs wieder durch ein Hintertürchen herein.

Charakter oder Schicksal?

Wenn man überhaupt von einem Opfer sprechen will, so liegt es wohl näher, den Dichter als das Opfer seines eigenen Charakters zu bezeichnen. Albin Zollinger war ein ruheloser, von heftigen Impulsen umgetriebener Mensch. Einer seiner Romane heißt «Die große Unruhe», und ein anderer beginnt mit den Worten: «Zu Hause fand er die gesuchte Ruhe auch wieder nicht; das Heimweh nach der Fremde trieb ihn um, er schluchzte in den Nächten[1].» Da war nicht nur die Unruhe des Lyrikers, der sein Fernweh an keiner Gegenwart zu stillen vermochte; da war zusätzlich noch die Unruhe des Lehrers, Debattierers und Republikaners, der sich fortwährend aufregte und empörte. Zwei problematische Ehen, die Sorge um die Schule, die Aktivdienste, die Schriftstellerei: eine solche Aufzählung deutet an, wie die Schwierigkeiten von innen und von außen zusammentrafen. Und so verzehrte sich Albin Zollinger, während andere gemächlich überlebten. Wir achten ihn darum nicht weniger. Aber das alles ist letztlich mehr eine Frage des Charakters als des Schicksals — oder nur insofern eine Frage des Schicksals, als eben der Charakter eines Menschen sein Schicksal ist.

Und ferner: man stelle sich einmal vor, was geschehen wäre, wenn damals die Grenzen offen gewesen wären, wenn es, als unser «kulturelles Hinterland», ein freies Deutschland gegeben hätte. Hätte Zollinger anders geschrieben als er schrieb? Es ist unwahrscheinlich. Hätte er in Deutschland Chancen gehabt? Es ist ebenso unwahrscheinlich. Die zahlreichen Dialektausdrücke[2] sowie der skurrile, verschnörkelte Duktus seiner Prosa hätten ein Verständnis zumindest erschwert. Selten tritt eine Handlung plastisch und greifbar zutage, selten bewegt er sich vorwärts auf *einer* Ebene der Anschauung. Entweder schweift er mit Träumereien, Jugenderinnerungen und Fernweh ins Lyrische aus, oder er verlegt sich auf Diskussionen von fast gestelzter Gelehrtheit. Das alles hat für den Kenner seine Reize; für breitere Leserschichten, die eine übersichtliche Prosa verlangen, ist Albin Zollinger nicht recht geeignet. Und dies ganz unabhängig von der geschichtlichen Situation.

Ein Dichter der Verträumung

So oft es angeht, springt er ab, weg von der Gegenwart, ins Imaginäre. Hier feiert nun seine Phantasie die reinsten Triumphe, indem sie hinabtaucht in Ried und Moor oder hinauf in das Gewölk des Himmels. In der Erzählung «Die Russenpferde» berichtet er, wie er heimkehrt in sein Jugendland — jenes Bauernland hinter dem Pfannenstiel, mit seinen Dungfuhren, Rübenlichtern, Glokkenklängen, mit Brunnenlaut und Froschgequarre. Der Lyriker Zollinger kehrt heim, aber der Lehrer denkt zugleich an die Kämpfe der Russen und Franzosen, die um 1800 hier stattgefunden haben. In die herrliche Gegenwärtigkeit des Bauernlandes ragt nun, als eine zweite Dimension, die Vergangenheit herein, die für den Dichter ebenso wirklich ist. So gewinnt er die Möglichkeit, das Gegenwärtige und das Vergangene, das Geschaute und das Geträumte, fortab ineinanderzuspiegeln. Hier die entscheidende Wendung, die in seinem Werk unzählige Male wiederkehrt: «*Ich verträumte mich* in der Vorstellung dieser Horde schnauzbärtiger Kosaken und des wunderlichen Jahrhunderts, das mein Vaterland zum Schauplatz der Weltgeschichte genommen hatte in Auseinandersetzungen, wie sie, gewitterhaft, auch in meinen Tagen wiederum an den Horizonten lagerten. Die sonderbare Gegenwärtigkeit des Vergangenen versetzte mich in einen Zustand der Verwirrung[3].»

Mitten in der Handlung setzt also eine «Verträumung» ein, und dadurch wird die jeweilige Gegenwart entgrenzt, entwirklicht, und das Imaginäre strömt ein. Was mit

der Landschaft geschieht, geschieht auch mit den Menschen. In den «Russenpferden» begegnet dem Dichter, als Urbild seiner Träume, ein junges Mädchen, Bärbchen. Es ist die Ururenkelin jener Barbara, die, von ähnlicher Gestalt, in jenen kriegerischen Zeiten auch ein ähnliches Schicksal gelebt hatte. Also werden auch hier zwei verschiedene Ebenen ineinandergespiegelt, und was dabei der Dichter an Gegenwart verliert, das gewinnt er an Imagination. Bärbchen in ihrer Schönheit ist aber zunächst einmal Gegenwart für den Dichter. Diese Gegenwärtigkeit bedrängt ihn, so sehr, daß er wegwandert von ihr. «Innerlich aber wanderte ich stetsfort zurück, verschaffte ich mir die holdesten Erfüllungen in Zwiesprachen und günstigen Fügungen, die ich mir ausmalte[4].» Er flieht also die Gegenwart, um ungestört der Phantasie zu frönen: ein romantischer Zug. Die Verträumung erweist sich als eine Flucht aus der Gegenwart. Oder sagen wir: die Flucht aus einem tausendfach bedingten Leben in ein «unwirkliches», aber unbedingtes.

Absolute Phantasie

Neben der zeitlichen kennt der Dichter auch die räumliche Verträumung. Sei es die argentinische Pampa, die er einblendet, seien es die «ionischen Breiten» Griechenlands, seien es ostische Pagoden, der Himalaja: das alles wölkt herauf, in magischem Rauch und Glanz, und verschwindet wieder. Die Fernesymbole sind vertauschbar. Entscheidend bleibt, daß Albin Zollinger Ferne braucht, um die Gegenwart aufzuheben — oder mindestens in Frage zu stellen.

Im Grunde genommen ist er wieder einmal ein Fall von schweizerischer Lebensbehinderung, wie Robert Walser, wie Spitteler, Keller und viele andere[5]. Das sollte zu denken geben. Warum haben wir Dichter, die Rache nehmen müssen an der Ärmlichkeit unserer Lebensverhältnisse mit einer geradezu tumultuarischen Phantasie? Wenn hier etwas schicksalhaft ist, dann sehe ich dieses Schicksalhafte, über die Wechselfälle der Jahrzehnte hinaus, in der gleichbleibenden geistigen Struktur unserer Gesellschaft. Diese Gesellschaft ist, im guten wie im schlechten Sinne, bürgerlich; viel Treue zum Hergebrachten ist da, aber auch viel Lebensangst; die Sicherungen, die man im Geistigen suchen sollte, sucht man im Materiellen; andersgeartete Geister haben Mühe, einen Ausgang aus dieser Welt zu finden.

Albin Zollinger erscheint mir als ein Dichter der absoluten Phantasie. Absolut will heißen, über Zeit und Raum erhaben. Er ist ein sehr sensibler Nachfahre aus dem Geschlecht Jean Pauls. Sein Stil ist der Ausdruck eines extrem freiheitlichen Menschen, der sich der Beschränktheit seiner Umwelt, ja letzten Endes der Endlichkeit dieser Erde nicht unterziehen will. Überall wird die jeweilige Wirklichkeit aufgesprengt, und in phantastischen Assoziationen strömt das Ewige herein. Ein Beispiel für viele: In dem kleinen Prosastück «Nichts» schildert er, wie er während eines langweiligen Vortrages, unter den Zuhörern sitzend, eine leere Wandtafel anstarrt — und wie ihm aus ihrem Anblick die wunderlichsten Bilder erblühen.

Seine metaphorische Bildlichkeit bedeutet dasselbe. Ob er nun von «Wolkenbeduinen», von «Forsten aus Brisen», von «Salbei der Golfe» spricht oder vom «Spitzenwerk des Schaumes»: immer wird dabei eine Welt in die andere gespiegelt und dadurch entgrenzt und entwirklicht. Es scheint mir nicht so, wie Max Frisch meint, daß er «durch Vision zu entkommen» versucht; sondern im Augenblick der Vision kommt er erst eigentlich zu sich selber.

Probleme der Wertung

Wie sollen wir nun ein ebenso reizvolles wie schwieriges Phänomen bewerten? Es ist öfters gesagt worden, die Lyrik sei gelungener als die Prosa. Man mag dem beipflichten; festzuhalten ist aber, daß die Prosa sowohl als die Lyrik gleichursprünglich dem Quell von Zollingers unerschöpflicher Imagination entspringen. In gewissen Fällen stehen eine Prosafassung und ein Gedicht nebeneinander, und zwar ebenbürtig, mit gleicher Würde[6]. Emil Staiger hat seinerzeit eine sorgfältige Gedichtauswahl herausgegeben[7];

die neue Gesamtausgabe fördert ihrerseits unter der Kleinen Prosa einige Kabinettstücke aus dem Nachlaß zutag, die den Kenner nicht weniger entzücken werden. Erzählungen möchte ich sie nicht nennen; die eigentlich geglückten Stücke sind Feuilletons, Aperçus, freie Phantasien. Daß Zollinger in der Führung und Gestaltung einer Handlung mitunter versagt, wird ihm derjenige nicht weiter verübeln, der einmal die frei waltende Phantasie als sein Zentrum erkannt hat.

Es gibt gewichtigere Einwände, die man allenfalls erheben könnte. Der Dichter wiederholt sich so oft in seinen Stilmitteln, daß das Ganze fast manieristisch wirkt. Zollinger ist jedenfalls kein naiver Dichter; er zeigt im Gegenteil einen ausgeprägten Stilwillen, ein Stilbewußtsein. Auch hat er sich über das Metier des Schreibens, wie einige Essays beweisen, genauestens Rechenschaft abgelegt. Wo nun dieser Stilwille an adäquate Formen sich hält: im Gedicht, in der Kleinen Prosa oder kürzeren Erzählung — da gelingen immer wieder die reizvollsten Dinge. Wie steht es aber mit den Romanen? Auch sie enthalten sehr viele Verträumungen, die echtester Zollinger sind. Anderseits strotzen diese Bücher von wilden Diskussionen, von Gesellschafts- und Kunstkritik. Hier macht er seiner Lebensbehinderung nicht mehr positiv Luft, indem er phantasiert, sondern negativ, indem er polemisiert. So wird man die Romane weniger als Kunstwerke schätzen; vielmehr sind es Zeitdokumente. Denn die Sorge des Tages verdunkelt hier die strahlende Imagination des Dichters.

Arthur Häny

[1]II, 9. [2]Ein paar Belege: aufzogen (= neckten) I, 205; derweil sie sich flohnen (= nichts tun) I, 252; sturm vor der Sommerhitze I, 291; mit dem Versuche umzustecken (= den Versuch aufzugeben) I, 331; aber oha I, 348. [3]I, 176/177. [4]I, 179. [5]Vgl. dazu die Äußerung des Dichters: «Die Themen meiner Bücher: Provinzialismus, Lebensbehinderung, Weltsehnsucht, Gründlichkeit, republikanische Auflehnung sind schweizerische Themen» I, 379. [6]Zum Beispiel I, 324 = IV, 280. [7]Vgl. meinen Aufsatz «Albin Zollinger» in den Schweizer Monatsheften vom Januar 1957 (Jahrgang 36, S. 797—801).

EINE NEUE GOTTHELF-AUSGABE

Der Eugen Rentsch Verlag hat mit seiner großen wissenschaftlichen Gesamtausgabe Jeremias Gotthelfs, die seit seiner Gründung einen Kernpunkt seines Schaffens darstellt, für die Erschließung von Werk und Persönlichkeit des großen Berners das Entscheidendste getan. Die Ausgabe, die mit ihren 39 Bänden auch heute noch nicht abgeschlossen ist, stellt zweifellos eine der größten Meisterleistungen des schweizerischen Verlagswesens und der Editionstätigkeit dar. Aber Vater und Sohn Rentsch haben nicht nur für die Bereinigung und Kommentierung der Texte gesorgt, sie haben auch dafür gewirkt, daß die Werke ins Volk kamen. In der 18-bändigen Volksausgabe der Werke, die den gleichen bereinigten Text wie die Gesamtausgabe verwendete, steht dem weniger wissenschaftlich interessierten Leser eine vortreffliche und umfängliche Auswahl zur Verfügung, die, auch wenn sie sich auf die eigentlichen literarischen Werke beschränkt, doch ein treffliches und maßgebliches Bild des Ganzen bietet.

Bis zum vergangenen Jahre ist der Verlag der prächtigen Frakturschrift treu geblieben, die er am Anfang für die Werke Gotthelfs gewählt hatte. Sie schien dem volkstümlich-bodenständigen und dem religiösen Wesen des Epikers von Lützelflüh geradezu auf den

Leib geschnitten zu sein. Inzwischen hat sich aber die Würde dieses Schrifttypus in der allgemeinen Geltung des Druckgewerbes sichtlich verschoben. Die Antiqua und ihre Variationen haben, namentlich von Frankreich und den angelsächsischen Ländern her beeinflußt, auch im deutschen Verlagswesen weitherum die Oberhand gewonnen und haben die Fraktur auch aus den deutschen Druckoffizinen verdrängt. Die entscheidende Schuld an dieser an und für sich bedauerlichen Abwertung der Fraktur ist meiner Überzeugung nach die Tatsache, daß sie in der Zeit der Blu-Bo-Welle von den Nationalsozialisten zum Symbol ihrer germanischen Herrenkultur gewählt wurde. Auch hier wurde ein an und für sich unschuldiger Schriftstil durch unwürdigen Gebrauch entehrt.

Auf der andern Seite entwickelt sich im Verlagswesen das Bestreben, unser geistiges Erbe in feinen Dünndruck-Ausgaben zu komprimieren. Die moderne Wohnweise hat ja für mächtige Bücherregale keinen Platz mehr!

Diesen beiden Entwicklungsrichtungen Rechnung tragend, hat sich der Eugen Rentsch Verlag dazu entschlossen, der 18-bändigen Volksausgabe in Fraktur eine 9-bändige Dünndruck-Ausgabe in Antiqua zur Seite zu stellen. Zwei Bände, enthaltend die beiden Uli-Romane und vierzehn kleinere Erzählungen mit einem Nachwort des Bearbeiters, sind bereits auf Jahresende in einer sehr ansprechenden Ausstattung erschienen, und die restlichen sollen in sehr kurzen Abständen folgen. Auch dieser Ausgabe wurde der Text der «Sämtlichen Werke» zugrundegelegt, wobei *Werner Juker* den Druck überwacht und die Texte neu überprüft hat. Man wird sich dieser Ausgabe nur freuen können, und es ist ihr zu wünschen, daß sie zum köstlichen Besitz ungezählter Hausbibliotheken wird, während die große wissenschaftliche Ausgabe viel mehr als dies bis anhin geschehen ist, jeder größeren Gemeindebibliothek eingegliedert werden sollte. Im Zeitalter hoher Steuereingänge dürften solche Kapitalanlagen, auch wenn sie die Bibliothekskredite etwas strapazieren, nicht unangebracht sein.

Hoffen wir dazu, daß der Dünndruck-Gotthelf auch wieder seinen Weg über die Grenzen hinaus in deutsche Lande finde, wo der Name dieses Dichters einst einen so guten Klang hatte, der aber in den schwierigen Zeitläuften und in der Zeit der Massen-Auflagen fast völlig aus dem Gedächtnis gefallen zu sein scheint.

Karl Fehr

DER SPRACHATLAS DER DEUTSCHEN SCHWEIZ

Ein hochbedeutendes nationales Werk beginnt Tatsache zu werden. Der erste Band des Schweizerdeutschen Sprachatlas ist handgreifliche Erfüllung und zugleich unbezweifelbare Verheißung[1].

Der Meister des Werkes, *Rudolf Hotzenköcherle* (Universität Zürich) hat gewaltige Arbeit geleistet und ist zu Beginn seines siebenten Jahrzehnts so rüstig, daß er die Riesenaufgabe vollends bewältigen wird, zumal da die Mitwirkung *Paul Zinslis* (Universität Bern) gewährleistet ist. Das Titelblatt des starken Bandes bezeugt ausdrücklich die «Zusammenarbeit mit *Konrad Lobeck*, *Robert Schläpfer*, *Rudolf Trüb*». Die Mitarbeit dieser jüngeren Forschermannschaft ist hoch einzuschätzen als unentbehrliche Hilfe, ohne welche das Gedeihen des Werkes kaum denkbar wäre.

Zwei Einführungsbände R. Hotzenköcherles stellen den Schweizer Atlas in den forschungsgeschichtlichen Rahmen und vermitteln eine Vorstellung davon, wieviel Vorarbeit und Hauptarbeit zu leisten war; sie

sind geradezu eine Methodenlehre für jedes ähnliche Unternehmen.

Der Schweizerdeutsche Sprachatlas will «ein bescheidenes Glied in einer breiten Tradition» sein. Deutschland hat seinen Deutschen Sprachatlas und seinen Deutschen Wortatlas. Daran schließen sich an: im germanischen Bereich niederländisch-friesische und skandinavische Sprachatlanten, weiterhin ein englischer, ein schottischer und ein irischer, in der Romania spanische, französische, belgische, italienische, rumänische Atlanten; auch im slawischen Gebiet wird in dieser Richtung gearbeitet, nicht minder in Amerika, Asien, Afrika. Die schweizerische Forschung steht also mit dem südschweizerischen Atlas von *K. Jaberg* und *J. Jud* und dem schweizerdeutschen *R. Hotzenköcherles* in einem umfassenden wissenschaftlichen Zusammenhang.

Ein Sprachatlas will «einen räumlich-zeitlichen Querschnitt geben: ein kartographisches Inventar der Laute, Formen, Wörter einer bestimmten Sprache oder Dialektgruppe zu einer bestimmten Zeit». Die sprachgeographischen Verbreitungsbilder sollen in Beziehung gesetzt werden zur Landeskunde im weitesten Sinn: der Hydro- und Topographie, der Verkehrs- und Wirtschaftsgeschichte, der politischen Geschichte, der Kulturgeschichte.

Der Schweizerdeutsche Sprachatlas wird ohne Zweifel eine nie versiegende Quelle der Heimatkunde, ein selbständiges, notwendiges Gegenstück zu dem von *Richard Weiß* († 1962) vorbereiteten Volkskundeatlas werden.

Der Atlas wird leicht archaisierend. Die Karten entsprechen ungefähr dem Sprachstand, der in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts allgemeine Gültigkeit hatte. Mundartgrenzen werden je länger desto mehr verschoben, aufgelöst, überflutet, der Aufbau der Mundarträume verwischt. Es gilt «die alten Züge noch zu erfassen, welche das Antlitz unserer sprachlichen Heimat bis vor kurzem so unverwechselbar geprägt und mit den Tiefen ihres geschichtlichen Daseins verbunden hatten». In letzter Stunde hat der rechte Mann die vaterländische und wissenschaftliche Aufgabe übernommen. Was schon sein Meister *Albert Bachmann* als Fernziel seiner Lebensarbeit ins Auge gefaßt hat, das Bild der Gliederung des Schweizerdeutschen, das ist jetzt durch Hotzenköcherles und seiner Mitarbeiter Arbeit zum Nahziel geworden.

Die Materialsammlung im Gelände erstreckte sich über die Wintermonate der Jahre 1940—1958. Als Ergebnis der Sammlung liegen heute vor: $3^1/_2$ Millionen sprachliche Belege, lautlich genau aufgezeichnet und sorgfältig geordnet, dazu etwa 10 000 sachkundliche Skizzen und Photographien, auch Tonaufnahmen. Dieses Originalmaterial ist, über den Atlaszweck hinaus, ein grundlegendes Arbeitsinstrument für jede zukünftige sprachwissenschaftliche Beschäftigung mit den schweizerischen Mundarten überhaupt.

Das Fragebuch, mit dem die Sammler arbeiteten, enthält rund 2600 Fragen. Es ist nach Lebens- und Sachbereichen gegliedert, zum Beispiel Ackerbau, Alpwirtschaft, Wald- und Holzarbeit, Weinbau, Wetter, Zäune, Brotbacken, Haus und Hausgerät, Familie und Verwandtschaft usw., alles wieder aufs genaueste geteilt. Ein Beispiel: das Kapitel «Heuernte» umfaßt 9 Abschnitte, in diesen zusammen etwa 80 Einzelheiten über Sachen und Ausdrücke. Bald wird nur noch eine Statistik gebräuchlicher Maschinen möglich sein.

Nur ein dichtes Netz von Beobachtungsstellen erlaubt, genaue Grenzverläufe festzustellen, kleine und kleinste Sprachlandschaften zu erfassen und auf Karten als solche überhaupt darzustellen. Die Schweiz ist nicht nur das Land der 22 (25) heute noch in entscheidenden politischen und kulturellen Dingen selbständigen Kantone; sie ist auch das Land der vielen Täler, Nebentäler und Talstufen, der kleinen und kleinsten Mittelpunkte, der unzähligen autonomen Gemeinden und — sehr bedeutsam — des lebendigen und stolzen Bewußtseins dieser Gemeinschaftskerne. Diesen Tatsachen trägt der schweizerdeutsche Atlas in vorbildlicher und fruchtbarer Weise Rechnung mit 573 Vollaufnahmen und 52 zusätzlichen Aufnahmen. Die Netzdichte ist aus verschiedenen Gründen nach Gegenden ungleich. Im ungünstig-

sten Fall ist jeder vierte Ort erfaßt, im günstigsten mehr als jeder zweite, im weit überwiegenden Durchschnitt jeder dritte. Die Aufnahmeorte sind in der Einführung namhaft gemacht. Hotzenköcherle darf feststellen, das Ortsnetz des schweizerdeutschen Sprachatlas sei wohl «das dichteste, das bisher durch ein Atlasunternehmen von diesem räumlichen Gesamtanspruch und diesem Umfang des Fragebuches im direkten Verfahren der Naherkundigung verwirklicht worden ist». Er fügt bei, «daß es sich zwar als sachlich durchaus berechtigt, ja ideal erwiesen hat, daß aber seine Ansprüche an Zeit, Geld, persönlichen Einsatz aller Beteiligten an die äußerste Grenze des Zumutbaren und Realisierbaren gingen».

Die Sammler sind plangemäß den großen Siedlungszentren, eigentlich städtischen und anderen, nicht ausgewichen, sondern haben sie sehr bewußt berücksichtigt, also sämtliche Kantonshauptorte und eine stattliche Anzahl von Landstädtchen und Marktflekken, die Städte mit soziologisch geschichteten Parallelaufnahmen. Ebensoviel Aufmerksamkeit ist den abgelegenen kleinen Orten geschenkt worden; sie stellen im Antlitz der schweizerischen Sprach- und Kulturlandschaft einen besonders kennzeichnenden und darum immer noch bemerkenswerten Zug dar, wenn auch die Wissenschaft allerhand Abstriche vom Ruhm ihrer Unberührtheit und Ursprünglichkeit gemacht hat. Immer noch berechtigt ist an solchen Orten die Erwartung besonders konservativer Verhältnisse und besonderer sprachlicher Kostbarkeiten.

Der Sprachatlas will vor allem die sprachgeographische Struktur seines Gebietes darstellen. Diese ist in der ältern bodenständigen Mundart schärfer ausgeprägt als in der jüngern, in der Sprache der noch mehr oder weniger geschlossenen ländlichen Bevölkerung besser aufgehoben als in derjenigen der offenen städtischen Bevölkerungsagglomerate. Das bestimmte in starkem Maße die Auswahl der Gewährsleute. Die Mehrzahl gehört der Altersstufe 51—80 an; darunter liegt etwa ein Viertel, darüber kaum ein Zwanzigstel des Gesamtbestandes. Es fanden sich aber auch ausgezeichnete Gewährsleute zwischen 25 und 50 und über 80. Bei den jungen zwischen 25 und 35 spielt das Familienmilieu, der Geist, in dem sie aufgewachsen, die innere Haltung nicht selten eine ebenso große Rolle wie das statistische Alter. Rund 1500 Gewährsleute sind befragt worden.

Der zweite Einführungsband vermittelt aufschlußreichen Einblick in die Aufnahmeprotokolle. Sie enthalten Datum und Dauer der Aufnahme, Aufzählung der Gewährsleute und Verteilung des Aufnahmestoffes auf die einzelnen, Angaben über die Gewährsleute ohne Nennung des Namens.

Unendlich viel ist da für künftige Atlasunternehmen zu lernen, auch über die kartographische Gestaltung, Nützliches geboten dem Benützer des Werkes, zum Beispiel mit dem Transkriptionsschlüssel. Das System der Transkription des Atlas ist aus der Praxis erwachsen: aus den Erfahrungen von Bachmanns «Beiträgen zur schweizerdeutschen Grammatik» und der Vorarbeiten zum Atlas. Das System war für die Exploratoren «nicht eine Verpflichtung, sondern ein Arsenal von Möglichkeiten... Das Zuhandensein eines differenzierten und variationsfähigen Transskriptionssystems» hat sich trefflich bewährt. Es beschränkt sich auf die Buchstaben der gewöhnlichen lateinischen Alltagsschrift mit ganz wenigen elementaren Zusatzzeichen.

Drei Aufnahmeseiten in der Originaltranskription sind im ersten Einführungsband wiedergegeben. Der Betrachter erhält eine fast beängstigende Ahnung von der Kleinarbeit des Sammelns und Aufzeichnens und Auswertens.

Das ganze Atlasunternehmen kommt einem immer wieder unmöglich, unvollendbar vor. Wer könnte auch nur die Vorarbeiten leisten? Bewältigt sind sie. Wer hätte Zuversicht und Kraft zur Gestaltung? Die Planung, die Gedanken, die Bedenken, die Methoden, all das in den Einführungsbänden Geforderte — wann könnte «etwas daraus werden?» durch wen? Der I. Atlasband schlägt alle Zweifel nieder.

Die Leistung der Exploratoren *K. Lobeck*, *R. Schläpfer*, *R. Trüb*, nicht zu vergessen *F. Gysling*, weiß niemand besser zu würdigen als der Herausgeber. Ihre Sammelarbeit

«wäre nicht möglich gewesen ohne ein wissenschaftliches Ethos, ein Verantwortungsgefühl und einen Durchhaltewillen, die heute außerordentlich selten geworden sind. Der menschlichen Treue und wissenschaftlichen Zuverlässigkeit der Exploratoren dankt unser Werk seine Grundlagen und damit in einem sehr genauen Sinn seine Existenz». Ihr Ausharren auch bei der Ausgestaltung des Werkes betrachtet er «als ein fast unverdientes Glück», den treuen Beistand *P. Zinslis* als «fühlbare und stets dankbar empfundene Erleichterung». Bewegt denkt er an seinen Mitplaner *H. Baumgartner* († 1944), an Zuspruch, Vorbild, Hilfe *K. Jabergs* († 1958) und *J. Juds* († 1952).

Höchste Anerkennung zollt die Wissenschaft, grenzenlosen Dank schuldet die Schweiz der leitenden Persönlichkeit: *R. Hotzenköcherle*. Möchte die Kraft des Vielbeschäftigten auch im siebenten Jahrzehnt seines ertragreichen Lebens seiner «Werkbesessenheit» standhalten, nach dem Atlas auch noch für das Bild des Schweizerdeutschen, das er im Kopfe hat wie keiner vor ihm und mit ihm.

Das Kartenwerk will und muß wohl «die Grenze zwischen hilfreicher Präsentation des Materials und eigentlicher Interpretation» wahren. Die Anordnung des Werkes geht immerhin darauf aus, die Probleme in größern Zusammenhängen sichtbar zu machen; in manchen Fällen deutet sie, zusammen mit Querverweisen und sonstigen Hinweisen, auch schon Lösungen an und ersetzt insofern einen eigentlichen Kommentar. «Diesen jetzt schon zu geben, mußten wir uns versagen; es schien uns dringender, zunächst einmal mit der Kartenproduktion voranzukommen.» Das Versagen bedeutet ganz sicher ein Entsagen, das man mit Ehrfurcht spürt und gelten läßt. «Synthese und Ausdeutung haben wir in dieser ersten Etappe unserer Arbeit nur so weit gesucht, als sie sich aus geduldigem Anschauen von selbst ergeben. Das Bild des Schweizerdeutschen mit tunlicher Behutsamkeit so herauszuarbeiten, wie es sich dem aufmerksamen Betrachter zu guter Stunde selbst zeigen mag, ist während dieser ganzen Jahre unser eigentlichstes Anliegen gewesen.» In seine Schau der schweizerdeutschen Sprachlandschaft und Sprachgeschichte hat Hotzenköcherle durch Vorträge und Abhandlungen Einblicke gewährt. Wissenschaft und Schweizervolk bitten um mehr.

Manfred Szadrowsky

[1] Sprachatlas der deutschen Schweiz, Band I und zwei Einführungsbände, Francke-Verlag, Bern 1962.

VOM WEG ZUR FREIHEIT

Es ist eine Pflicht, der wir uns mit Freude unterziehen, hier auf *Edgar Schumachers* neues Buch *Das große Abenteuer Leben* hinzuweisen, das mit der zweiten Auflage des vor drei Jahren erschienenen «Umgangs mit Menschen und Menschenführung» im gleichen Verlag erschien[1]. Mit der Herausgabe dieser beiden Bücher setzt der Frauenfelder Verlag die Linie fort, die er um die Jahrhundertwende mit seinem Einsatz für Carl Hilty einschlug; wenn aber der gewiß löbliche Einsatz für eine Hiltyrenaissance bisher nicht recht zum erwünschten Ziele führte, so haben wir es hier mit einer durchaus zeitgemäßen und eigenständigen Fortsetzung dieses Weges zu tun. Was am christlichen und vaterländischen Erzieher Hilty dem heutigen Menschen gelegentlich etwas verstaubt und allzusehr an den Idealismus des 19. Jahrhunderts gebunden erscheint, das läßt Edgar

Schumacher hinter sich in seiner erfrischenden Aufgeschlossenheit für die Gegenwart und die Probleme, die sich dem heutigen denkenden Menschen stellen. Dabei handelt es sich aber nicht um eine fragwürdige «Zeitgemäßheit», weil sich Schumacher um die bleibenden Fragen des Menschseins müht und in überaus persönlicher Weise einen Weg zeigt, von dem er allerdings überzeugt ist, daß er auch andern bedeutsam werden kann.

Das neue Buch ist eine Ergänzung des ersten, das freilich auch ohne Kenntnis des vorangegangenen Werkes Bestand hat.

Was will Schumacher mit seinem «Versuch einer gleichnishaften Biographie», wie der Untertitel seines Buches lautet? In der «Einführung» erinnert er daran, daß er zunächst Antwort gesucht habe auf die Frage, was mit den Menschen anzufangen sei. Sofort aber stelle sich nun die mindestens ebenso wichtige Frage: Was fange ich mit mir selber an? Schließlich handelt es sich ja sowohl im Trott des Alltags wie im Bestehen der immer neuen Abenteuer des Lebens doch darum, daß der Mensch seine Seele nicht verliere, sondern immer kräftiger und froher der werde, der er sein darf.

So wird denn dieses Ich auf seinem Wege zwischen seinem Eintritt in diese Sichtbarkeit und dem Weggang ins Unbekannte verfolgt. Stets ist es der einzelne in seiner Eigenart, der auch seinen persönlichen Weg zu beschreiten hat und in fortlaufenden Auseinandersetzungen mit Welt und Menschen nur dann das Geschuldete geben kann, wenn er sich selber treu ist.

Wenn sich Schumacher die Aufgabe stellt, so etwas wie eine allgemeingültige Lebensbeschreibung zu entwerfen, sieht er sofort die bedeutenden Schwierigkeiten. Zwar bietet nicht dies den größten Widerstand, daß jeder ein anderer ist, ein eigenartiger; denn es gibt zweifellos für jeden das ihn mit allen Verbindende und Gleichartige der Menschlichkeit. Gerade das allen Gemeinsame soll aufgewiesen werden. Allein dabei droht die Gefahr, ein blutloses, schematisches Gerüst ohne farbige Füllung und anschauliche Einzelzüge darzubieten. — Wer den Autor auch nur einigermaßen kennt, der weiß, daß das Gegenteil, nämlich eine eigentliche Selbstdarstellung nicht in Frage kommen konnte, obwohl ein weiter Leserkreis darnach mit Freude greifen würde. (Darf man doch darauf für später hoffen?) In dem in der Sache selber liegenden Dilemma entschloß sich der Verfasser zum notwendigen Kompromiß: er zog hier und dort persönliche Erinnerungen heran zur Illustration der «gleichnishaften Biographie»; aber diese Erinnerungen bringen bei aller in der Person des Verfassers liegenden Eigenart stets Allgemeingültiges zum Ausdruck. Was sich als einleuchtend und notwendig erweist, und wäre es auch ein Kompromiß, kann immer gelingen; und hier dürfen wir uns freuen über den wohlgelungenen Kompromiß.

Über den beschriebenen allgemeingültigen Weg sei nur verraten, daß unser Autor sich mit gutem Recht auf die Weisungen der «Urworte» Goethes berufen kann: Dämon, das Zufällige, Liebe, Nötigung, Hoffnung. Anlage und Form des Werkes sind bei einem Schriftsteller wie Edgar Schumacher nie «zufällig». In strenger Ordnung ergeben sie sich aus dem «Stoffe» selber, einem Triptychon vergleichbar: drei gleich große Teile, wiederum je aus fünf übersichtlichen Kapiteln bestehend, sind überschrieben mit «Werden», «Sein», «Vollenden».

Es entspricht dem Wesen der Sache selber, daß wir beim Lesen des schönen Buches immer wieder auf die Form achten. Handelt es sich doch um die stets neue Formung des in allen Wandlungen und Entwicklungen irgendwie gleichbleibenden Ich. Das immer beschränkende und die Entwicklung mitbestimmende Zufällige des Geschicks hindert nicht die Freiheit. Und so läßt auch der Meister geprägter Form, der sich in feste äußere Norm der Werkanlage hineinbegibt, keinen Augenblick das Gefühl aufkommen, daß er sich in ihr nicht mit restloser, sogar zuweilen behaglicher Freiheit bewegt. Man bewundert das zugleich strenge und leichte Spiel, das so gar nichts Spielerisches an sich hat.

Es gehört sich, daß wir auch ab und zu zum Widerspruch gereizt werden. Doch gibt es in diesem Buche keine matten Stellen, die nicht überdenkenswert wären. Freilich er-

hebt der Autor Ansprüche an die Leser. Vor allem fordert er Beweglichkeit und Bereitschaft, zu erkennen, daß Heiterkeit, Versöhnung und Dankbarkeit im Abenteuer des Lebens nur dort gedeihen können, wo man Menschen, Dingen und Ereignissen das ihnen zukommende Gewicht gibt und die Forderung ernst nimmt, allerwege sich selber treu zu sein.

Paul Marti

[1]Edgar Schumacher: Das große Abenteuer Leben. Huber & Co., Frauenfeld 1962.

NEUE BÜCHER AUS ENGLAND

Sich über *D. H. Lawrence* klar zu werden, ist zu einer Aufgabe geworden, der sich seit dem Tode des Dichters kein an moderner Literatur interessierter Mensch hat entziehen können. Wer Lawrence liest, wird sehr bald lernen, wie stark er die englische Lebenseinstellung beeinflußt und ihr seelisches Klima geändert hat, selbst wenn er seine Landsleute mehr als einmal in eine vegetationsarme Wildnis geführt haben sollte. Es ist deswegen auch nicht verwunderlich, daß Lawrence heute in England anders als zu seinen turbulenten Lebzeiten beurteilt wird. Die dortige Literaturkritik, besonders ihr Doyen, Dr. Leavis in Cambridge, sieht in Lawrence einen der wichtigsten Schriftsteller der europäischen Literatur dieses Jahrhunderts, eine Ansicht, die zur Veröffentlichung einiger Studien im letzten Vierteljahrhundert geführt hat, die wertvoller sind als jene Bücher, die nach seinem Tode von Menschen geschrieben wurden, die Lawrence persönlich gekannt haben. Der kürzlich erschienene Nachlaß, die Briefe des Dichters und die Korrespondenz seiner Gattin Frieda Lawrence, geborener von Richthofen, ermöglichen es unserer Zeit, fast von Tag zu Tag Lawrences Leben und Entwicklung als Schriftsteller zu verfolgen[1]. Es ist stets darauf hingewiesen worden, daß Lawrences Briefe die Farben und den Rhythmus einer phantasievollen Prosa besitzen, da er jedem Genre der Literaturform seine volle schöpferische Kraft gegeben habe. Dazu hätten persönliche Beziehungen stets sein ganzes Wesen einzubeziehen gewußt. Dies ist ebenso richtig wie die bedenkliche Tatsache, daß Lawrences Prosa von dem berechtigten oder eingebildeten Verfolgungswahn verbittert erscheint, der ihn bis ans Ende seiner Tage niemals allein gelassen hat. Es ist sicherlich auch wahr, daß er manchmal Dinge schrieb, vielleicht als Folge der mangelnden Anerkennung zu Lebzeiten, die als Unsinn abgetan werden müssen. Die bitteren Töne sind besonders während der Kriegsjahre zu vernehmen, die ihn wegen seiner deutschen Gattin in den Verruf gebracht hatten, ein deutscher Spion gewesen zu sein. Damals hatte Lawrence jede Sympathie für sein Vaterland verloren und ließ sich nur zu oft zu unklugen Bemerkungen hinreißen. Es spricht für seine psychopathische Zwangslage, daß er in seinen Briefen den Krieg persönlich genommen hat und daß seine Reaktion auf dieses Mißgeschick, das schließlich alle Menschen traf, nur zu oft kleinlicher Natur gewesen ist. Wie andere Künstler vor ihm, wandte sich Lawrence auffällig gegen jene Freunde, die ihm materielle Wohltäter geworden waren, und vertiefte die dadurch entstandenen Wunden durch seine Überzeugung, mit seinen Anklagen durchaus recht gehandelt zu haben.

Die Briefe aus der Vorkriegszeit zeigen sein Genie deutlich an. Sie sind voller Humor und von erstaunlicher Frische. Zu seinem Glück konnte Lawrence England nach Kriegsende verlassen. Dadurch steigerten sich sein Interesse an der Umwelt und seine schöpferischen Möglichkeiten, so daß wir

Briefe lesen, die voll blitzender Beschreibungsgabe sind. Wenn sich immer wieder die ständigen Geldsorgen häufen und die Wut auf Verleger, die sich als Schwindler herausstellten, ungeahnte Ausmaße annahm, dann fand diese Seelenstimmung ihren Niederschlag in pessimistischen Briefen, die einen besonders verzweifelten Charakter annahmen, als die englische Polizei seine Bilder und Manuskripte als unzüchtig beschlagnahmen ließ. In seinen letzten Jahren ist Lawrence so stark vom Fieber der Tuberkulose geschüttelt worden, daß er schließlich nur noch durch seine flammende Wut am Leben gehalten wurde. Es ist denn auch diese Ohnmacht der Krankheit, die sich in den Briefen offenbart, und nicht die wundervolle Lyrik, die er während seiner letzten Lebensmonate schrieb.

Aber in allen Briefen steckt der wahre Lawrence, der von sich einmal richtig behauptet hat, er könne mit Worten jonglieren. Diese meisterliche Beherrschung der Wortkunst machte ihn nicht weniger als seine literarische Sendung zu einem großen Schriftsteller. Es sind dann glückliche Umstände, die ihn schreiben ließen, daß «X ein netter Mensch ist, so milde wie Kartoffelpüree» oder nach seiner Vertreibung aus Cornwall im Kriege: «Wir sind ebenso unschuldig, pazifistische Propaganda getrieben zu haben, von Spionage ganz abgesehen, wie die Kaninchen auf den Feldern.»

Ein Zeitalter sollte stets nach der Art und Weise beurteilt werden, mit der es seine Dichter und Propheten beurteilt. Jene Menschen, die Lawrence zu seinen Lebzeiten verfolgt haben, die sein Werk verbieten ließen und die noch heute bereit sind, ihn als obszönen Schriftsteller zu verunglimpfen, verdienen nur Verachtung und eisiges Schweigen. Sie werden längst vergessen sein, wenn die Briefe des Dichters noch immer gelesen werden. Die «Erinnerungen» seiner deutschen Gattin stellen nicht nur das intimste und zugleich heiterste Buch über Lawrence dar (das Frieda Lawrence allerdings erst im hohen Alter geschrieben hat), sondern gleichzeitig auch eine Quelle, die für das Studium des Dichters unerläßlich bleiben wird. Frieda Lawrence war der wichtigste Kern in des Dichters innerem Leben und Erleben und damit Teil seines besten Werks. Trotz der schwierigen Ehe, die von der Gattin unglaubliche Opfer verlangte, übte sie einen gesunden und fruchtbaren Einfluß auf ihn aus. Sie allein machte es ihm möglich, leben und schreiben zu können. Sie überlebte den Gatten um 26 Jahre, eine genügend lange Zeit, um die Kleinlichkeiten des Alltags vergessen zu machen. Frieda Lawrence fühlte für ihren schwierigen Gatten nichts als tiefstes Mitgefühl und emotionale Übereinstimmung, während D. H. kurz nach der turbulenten Eheschließung mit den Worten davonstürmte: «Um Gottes Willen! Ich habe ein Erdbeben geheiratet.»

Mehr als irgendeiner hat Lawrence jene Generation tief beeinflußt, die nach Kriegsende den Wohlfahrtsstaat entwickelt hat. Er ist das Ergebnis einer «kalten» Revolution gewesen, die bisher nicht zum Abschluß gekommen ist. Die Engländer lieben keine radikalen Lösungen, die auf den Barrikaden entschieden werden. Ihre «glorious revolution» von 1688, die das Fundament der konstitutionellen Monarchie legte, wirkte sich erst in der folgenden Generation aus. Damals, wie auch nach 1945, hatten es die herrschenden Schichten verstanden, den berühmten Kompromiß mit der Geschichte zu schließen, das heißt die Metamorphose der Anpassung an die neuen staatsrechtlichen Bedingungen in der Weise vorzunehmen, daß von ihrer Entrechtung und Entmachtung eigentlich keine Rede sein konnte. Jene Schichten, die den Entwicklungsprozeß nach 1945 retardieren wollten, konsolidierten sich im «Establishment», einem Begriff, unter dem der Brite von heute alle jene konservativen Kräfte versteht, die einen direkten oder indirekten Einfluß auf die Gestaltung der Exekutive und auf die öffentliche Meinung genommen haben, um Tradition und Konventionen zu bewahren. Eine neue Phase in der «kalten» sozialen Revolution Großbritanniens hat nun eingesetzt, die sich entschieden gegen die Machtposition des «Establishment» richtet und ihren starken Einfluß neutralisieren möchte. *Kingsley Martins* Buch ist gegen die jetzige Form der Monarchie gerichtet, die er als einen Anachronismus an-

sieht, ohne indessen eine Republik zu empfehlen[2]. Er bejaht vielmehr die Notwendigkeit einer Monarchie für England, für die er den skandinavischen Rahmen empfiehlt. Um so schärfer wendet er sich gegen den Hof und seine reaktionäre Stellung als Haupt einer kleinen Gesellschaftsschicht und einer verschwindenden wirtschaftlichen Oligarchie. Er möchte die Monarchie verbürgerlichen. Deswegen sieht er in der Krone auch nur den ersten Staatsbeamten oder spricht sogar von einem «erblichen Präsidenten» als dem Ideal der Zukunft. Für Martin bedeutet das farbenreiche und kostspielige Routineschauspiel der Monarchie ein Symbol eines machtvollen Klassenprivilegs und daher ein Hindernis auf dem Wege zu einer besseren Demokratie. Sein nachdenkliches Buch enthält die Gründe, warum die gegenwärtige Form der Monarchie, keineswegs die Königin selbst, heute in England immer wieder öffentlich kritisiert wird.

Simon Raven schildert in einer blendenden, sehr persönlich gefärbten Studie die Umstände, die den Heldentod einer gesellschaftlichen Haltung, den des Gentlemans, im Weltkrieg bedingt haben[3]. Auch hier ist es das «Establishment» mit seinen moralischen Normen und ethischen Verhaltungsmaßnahmen, das Prinzipien galvanisieren möchte, die zu einem Anachronismus geworden sind. Würde, Toleranz, Pflichtbewußtsein und selbst Patriotismus, die zum Begriff des englischen Gentlemans gehört haben, sind heute genau so überflüssig geworden wie seine weißen Gamaschen. Die Zeiten sind vorbei, in denen der englische Gentleman als Vorbild unter Männern galt, angesehen im Inland und beneidet im Ausland. Selbst wenn man sich im Gegensatz zum Autor und seinen Ansichten befindet und es beklagen muß, daß er seine eigenen Vergehen gegen das Ideal des Gentleman als Beispiel nimmt und empfiehlt, so hinterlassen seine Attacken auf die falschen Werte unserer Zeit einen nachdenklichen Eindruck, während seine Analyse heutiger vulgärer Idole überzeugt. Das Buch ist ein Leitfaden guter Manieren, wie sie einmal jeder Engländer als höchste Norm anerkannte. Es ist aber auch der Schwanengesang des «Establishment».

Die großen Internate haben es stets als ihre Funktion angesehen, für den Nachwuchs zu sorgen, der einmal die Lücken im «Establishment» ausfüllen soll. Sie stehen seit vielen Jahren unter dem Beschuß der Reformer, besonders in Zeiten einer Erziehungskrise, die das Privileg der herrschenden Schicht deutlich genug aufgedeckt hat. *David Benedictus*, ein 23jähriger Neuling, erzielte einen «succès de scandale», als er seine Erinnerungen an Eton, wo er erzogen wurde, in Romanform darstellte[4]. Selbst wenn das «Establishment» Sinn und Bedeutung des Buches als «hoffnungslos unglaubwürdig» dargestellt hat, so sind doch die Erlebnisse und Begegnungen eines jungen Mannes, der auf Staatskosten nach Eton gesandt wird, höchst bezeichnend und machen die dauernden Attacken verständlich, die auf die Public Schools, die Fabriken des «Establishment», geritten werden.

Wer hält Großbritannien in Betrieb, wer ölt die Maschinerie, wer sind die wirklichen Manager? Wer nicht «dazu» gehört, sagt mit einem Achselzucken: das «Establishment», jener Begriff, der sich schwer definieren läßt, den aber ein besonderer Duft umweht. Wer «dazu» gehört, wird antworten: Parlament, Krone, Regierung, die Staatskirche, die City sowie einige Magnaten in Handel, Industrie und Finanz. *Anthony Sampson* hat zwei Jahre damit verbracht, die wesentlichen britischen Institutionen einer genauen Analyse zu unterziehen, um das Räderwerk bloßzulegen, das das Inselreich in Gang hält[5]. Vor zweihundert Jahren war die Antwort, wer der wirkliche Manager im Land war, nicht schwer zu geben: der Monarch als glitzernde Fassade, hinter der etwa 150 Menschen, die alle den beiden führenden Familien des Landes angehörten, die wichtigsten Fäden spannen. Heute ist dieses entscheidende Räderwerk viel komplizierter, viel delikater und viel gefährlicher. In seinem brillanten Buch unternimmt Anthony Sampson eine tiefschürfende Analyse, die überraschende Resultate zeitigt und Dinge ans Licht der Öffentlichkeit fördert, die es gerne scheuen möchten. Dieses Buch ist ein «Muß» für jeden Leser, der jenes England kennenlernen möchte, das als Wirklichkeit

hinter den Kulissen notwendiger Verstellung existiert.

Die größte Macht im «Establishment» stellt die Presse dar, die in Großbritannien in wenigen Händen konzentriert ist. Es ist bereits vor hundert Jahren gesagt worden, daß die gute englische Zeitung zur besten Presse der Welt gehört, die schlechte dagegen einen Tiefstand erreichen kann, wie man ihn in keinem anderen Land antreffen wird. *Hugh Cudlipp* ist der Verlagsleiter einer der einflußreichsten Pressekonzerne in Fleet Street, der es versteht, öffentliche Meinung zu schaffen und zu beeinflussen[6]. Er ist für 220 Publikationen verantwortlich und stand im Mittelpunkt der jüngsten Konzentrationen wichtiger nationaler Zeitungen. Mit fast masochistischer Offenheit legt er die Nervenstränge bloß, die die Zeitungswelt am Leben halten. Cudlipp weist die Existenz einer indirekten, überaus mächtigen Zeitungszensur nach, obwohl diese bereits 1694 abgeschafft worden ist. Wenn man seinen Argumenten folgt, dann kann von einer Pressefreiheit in England nicht die Rede sein. Das «Establishment» habe sich durch das Gesetz zum Schutze der Staatsgeheimnisse und durch die Handhabung der bestehenden Strafgesetzgebung gegen Verleumdung Waffen geschaffen, die gefährlicher und undemokratischer wären als eine ehrliche Zensur. Seine eigene Gruppe beschäftige 14 Anwälte, um sich täglich durch die Fangstricke der bestehenden Situation winden zu können. Das Buch erhält Anklage und Verurteilung und macht sich doch gleichzeitig der Mithilfe an der bestehenden Situation schuldig, da Cudlipps Presse nur unter den gegenwärtigen Bedingungen ihre überragende Machtposition erringen konnte.

Der Fluß biographischer oder autobiographischer Bücher ist noch immer im Anschwellen begriffen. Eine mittelmäßige Biographie findet leicht größere Aufmerksamkeit als ein mittelmäßiger Roman, was allerdings das Erscheinen einiger hervorragender Werke nicht verhindert hat. *Harold Acton* hat seine Untersuchung der frühen neapolitanischen Bourbonen mit «The Last Bourbons of Naples» beendet[7]. Das Buch ist ein brillantes, wenn auch teilweise tendenziöses Gemälde einer vernachlässigten Periode. Dr. *C. V. Wedgwood* hat eine völlig neue Bewertung ihres Erstlingswerks über «Thomas Wentworth, Earl of Strafford» erscheinen lassen, das unter scharfes Feuer der Kritik kam, da die Verfasserin ihre Ansicht über diesen Staatsmann unter Charles I. sehr stark geändert hat[8]. Unter der Fülle der historischen Schriften soll *Michael Howards* glänzende Untersuchung «The Franco-Prussian War 1870» hervorgehoben werden, die beste moderne Darstellung eines dramatischen Konflikts, der für das Schicksal Europas entscheidende Folgen hatte[9]. Der überwältigende Triumph der deutschen Militärmacht, die allgemeine Bewunderung und Nachahmung zur Folge hatte, steht am Beginn einer Ära der Machtpolitik, die in den Ereignissen des August 1914 ihren Höhepunkt erreichte.

Längst überfällig war eine Darstellung der «Deutschen Jugendbewegung», einer der bezeichnendsten und unbekanntesten Phasen moderner deutscher Geschichte. *Walter Laqueur* hat mit seinem «Young Germany» eines der wichtigsten Bücher des Jahres geschrieben[10]. Es ist wichtig, daß dieses Buch einer nichtdeutschen Feder entstammt, die damit nicht in die Gefahr geraten ist, in die Sentimentalität der Erinnerung an die Zeit der Blauen Blume zu fallen. Laqueur beschreibt an Hand von sorgfältig gesammeltem Material diesen Protest der deutschen jungen Generation der Jahrhundertwende gegen den Materialismus ihrer Zeit, der zur Gründung des «Wandervogels» führte. Die meisten ihrer führenden Mitglieder sind im ersten Weltkrieg gefallen. Was nach 1918 entstand, waren jene Bünde, die sich gegenseitig durch die Eifersucht ihrer Führer aufrieben und damit versäumten, eine wichtige Lücke in der Struktur der Weimarer Republik in positiver Weise zu füllen. Trotz ihrer oft nebulösen, völkischen Grundeinstellung spricht Laqueur die deutsche Jugendbewegung von einer Mitschuld am Nationalsozialismus frei, selbst wenn sie unbewußt und ungewollt Wesentliches zu seiner ideologischen Entwicklung beigetragen habe.

Sich nach typischen Tendenzen unter den letzten Romanveröffentlichungen umsehen zu wollen, würde einem Bemühen gleich-

kommen, Strömungen in einem kleinen und willkürlich gewählten Teil des Ozeans registrieren zu wollen. Hätte ich den wichtigsten Roman des Jahres zu wählen, so würde ich die beiden Romane von *Iris Murdoch*, «A Severed Head» und «An Unofficial Rose» herausheben[11]. Beide Bücher sind umstrittener Natur, da die Autorin eine symbolistische Technik anwendet, die nicht dem Geschmack jedes intelligenten Lesers entspricht. Wenn Iris Murdoch es aber doch schafft, im Vordergrund des englischen Romans zu stehen, dann liegt die Ursache in ihrer schlafwandlerischen Sicherheit, Charaktere zu formen, die nur in England existieren können. Es geht ihr stets um die Möglichkeit oder Fragwürdigkeit, menschliche Kontakte aufzunehmen oder aufrechtzuerhalten. Dabei zeigt sie eine psychologische Einfühlungskraft, die delikatester Natur ist und nicht vor dem Fallen eines Lebens in dieser Zeit zurückschreckt. *Angus Wilson*, der zynische Beobachter der heutigen Gesellschaft, hat mit «The Old Men at the Zoo» einen Roman herausgebracht, der zum Mittelpunkt mancher Kontroverse wurde[12]. Man wirft ihm vor, er sei schlecht konstruiert und verarbeite zweifelhaftes Material. Es ist sicher richtig, daß die Engländer gern über sich selbst lachen, dagegen sauer reagieren, wenn die eigenen Landsleute eine essigsaure Satire schreiben, was Angus Wilson getan hat. Als das Buch des Jahres ist vielfach *Evelyn Waughs* «Unconditional Surrender» bezeichnet worden[13]. Es ist nicht nur das reife Werk einer hervorragenden Intelligenz, sondern beschließt eine Trilogie von wesentlicher Bedeutung, bedeutend als literarischer wie politischer Kommentar zur zeitgenössischen Szene.

Alex Natan

[1] *The Collected Letters of D. H. Lawrence*, 2 vols. Heinemann. *The Posthumous Papers of D. H. Lawrence*, Heinemann. *The Memoirs and Correspondence of Frieda Lawrence*, Heinemann. [2] Kingsley Martin, *The Crown and the Establishment*, Hutchinson. [3] Simon Raven, *The English Gentleman*, Blond. [4] David Benedictus, *The Fourth of June*, Blond. [5] Anthony Sampson, *The Anatomy of Britain*, Hodder & Stoughton. [6] Hugh Cudlipp, *At Your Peril*, Weidenfeld & Nicholson. [7] Methuen. [8] Cape. [9] Hart-Davis. [10] Routledge. [11] Chatto & Windus. [12] Secker & Warburg. [13] Chapman and Hall.